



Eingeschossiges Mehrzweckgebäude (EMZG) eines Industriebetriebes in Neubrandenburg

Arnold Bartetzky im Interview mit Roman Hillmann

DDR-Alltagsarchitektur aufheben und später den Kindern zeigen?

Nachlese zur Tagung »Denkmal Ost-Moderne II« in Weimar

Am 31. Januar und 1. Februar 2014 fand in Weimar unter dem Titel »Denkmal Ost-Moderne II« eine große Tagung zum denkmalpflegerischen Umgang mit Bauten der DDR statt. Dabei ging es um ein sehr breites Spektrum von Bautypen und zugleich um verschiedene Aspekte des Verhältnisses zu diesem Erbe, von denkmaltheoretischen Fragen bis hin zu restaurierungstechnischen Detailproblemen. Die Veranstaltung der Professur Denkmalpflege und Baugeschichte an der Bauhaus-Universität Weimar (Hans-Rudolf Meier) fand in Kooperation mit der Wüstenrot Stiftung aus Ludwigsburg (vertreten durch Philip Kurz) statt. Organisiert wurde sie von dem Berliner Architekturhistoriker Roman Hillmann gemeinsam mit dem Erfurter Architekten und Denkmalpfleger Mark Escherich. Sie kooperierten, um die geisteswissenschaftlichen mit den praktisch-technischen Fragen adäquat verbinden zu können. Beide Aspekte werden in dem Interview beleuchtet, das der Kunsthistoriker und Journalist Arnold Bartetzky nach der Tagung mit Roman Hillmann führte.

Arnold Bartetzky (B.): Ich beginne mal mit einer architekturgeschichtlichen, sehr allgemeinen Frage: Gibt es eigentlich Unterschiede zwischen Ost-Moderne und West-Moderne?

Roman Hillmann (H.): Das ist eine der schwierigsten Fragen überhaupt, weil es natürlich so viele Ebenen beim Vergleich gibt, und die Forschung zu den beiden deutsch-deutschen Architekturen ja auch noch nicht so alt ist. Um es einfach mal zu versuchen: Die Ost-Moderne ist viel stärker

von politischen Vorgaben der Regierung zur Ökonomisierung bestimmt als die in der Bundesrepublik. Die DDR war eine Diktatur, und deren einheitliche Vorgaben wirkten sich natürlich bis in die Architektur aus. Die Architekten haben die Vorgabe, sparsam zu bauen, umgesetzt, indem sie typisiert haben. Dies hat sich in den 1960er-Jahren nach und nach etabliert, und in den 1970er- und 1980er-Jahren war quasi jedes Bauwerk, das gebaut wurde, entweder ein Typenbau oder ein Bau, der Typenkonstruktionen verwendete. Insofern ist das, was die Sprachwissenschaftler »Redundanz« nennen, dass sich dort sehr viele Elemente wiederholen und man sie auch immer wieder erkennt, die Regel in der DDR-Architektur. So erkennt man z.B. bestimmte Fensterlösungen immer wieder. Solche Redundanz findet man im Westen bei Systemlösungen wie den Fertigteilmbauten der Firma Imbau. Allerdings gibt es in der Architektur der DDR selbstverständlich auch individuelle Bauten, wie den Palast der Republik oder viele andere Gebäude, für die Architekten auch ziemlich gekämpft haben. Dieses sehr mutige, manchmal sogar gefährliche Engagement der Architekten für Gestaltung ist eine der Besonderheiten der Architekturgeschichte der DDR. Es gab auch Architekten, die große Reputation und viel Einfluss hatten, wie z.B. Wolf Rüdiger Eisentraut. Vor allem bei den wirklich individuell geplanten und errichteten Bauten entdeckt man Ähnlichkeiten zur bekannteren Architektur der Bundesrepublik.

B: Sie haben als Organisator und Referent an der Konferenz »Denkmal Ost-Moderne II« an der Bauhaus-Universität Weimar mitgewirkt. Das Spektrum zeigte, dass heute vieles in das Blickfeld der Denkmalpflege gerät, das bis vor Kurzem noch einfach als Altlast galt. Den kühnsten Vorstoß in dieser Hinsicht haben eigentlich Sie selbst gemacht, und zwar mit Ihrem Plädoyer für die Anerkennung des Denkmalwertes von Lagerhallen! Also Denkmalschutz für ohne jeden gestalterischen Anspruch errichtete LPG-Baracken (für unsere westlichen Leser: Baracken der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft)? Geht's noch?

H: Ja natürlich, es geht immer wieder (lacht)! Es ist immer wieder so, dass sich die Wahrnehmung der Dinge, die man irgendwie zu einem bestimmten Zeitpunkt ganz schrecklich fand, wandelt. Das kann auch schon in einem Leben sein, aber insbesondere wandelt sich natürlich etwas über die Generationen, und Sie haben jetzt sehr schön den Moment zusammengefasst, in dem man so eine Lagerhalle vielleicht das erste Mal in meiner Präsentation gezeigt bekommt, und denkt: »Nanu, was soll denn das?!« Aber wenn man die Industriehallen, die es ja eigentlich sind, dann genauer anguckt, dann sieht man natürlich, dass da doch einiges an Gestaltungsspielraum ist, den die Architekten genutzt haben. Insofern vielleicht die erste Bemerkung zu solchen Industriebauten überhaupt, dass sie nicht ohne Anspruch entworfen worden sind, sondern, selbst wenn das wirklich nur ein reiner Funktionsbau war, haben sich die Architekten eine irrsinnige Mühe gegeben, da eben doch eine Gestaltung daraus zu machen. Und das sah man bei einer dieser Hallen, die ja aus einem Stahlskelett bestehen, vor dem durchscheinende Curtain-Walls hängen. Aber die Hallen hatten immer ein Satteldach, worüber die Architekten gar nicht froh waren. Weil das komisch aussieht – auf so einem kubischen, breiten Baukörper oben ein Satteldach drauf –, haben sie eben oben eine Attika aus Blech gemacht, damit das dann doch so aussieht, als wäre da ein Flachdach. Das nur mal, um zu zeigen, dass man da, wenn man genauer hinschaut, einiges entdeckt.

B: Dann kann man hoffen, dass auch weitere Generationen diesen gestalterischen Anspruch, der doch sehr diskret ist, irgendwann auch entdecken. Aber wie steht es denn eigentlich um den Zeugniswert solcher Bauten? Es geht ja dem Denkmalpfleger nicht ausschließlich um den künstlerischen Wert, sondern eben auch um den Zeugniswert als Denkmal der Geschichte.



»EMZG« mit Betonskelett einer ehemaligen LPG in Sadenbeck

H: Gut, da führen Sie auf die Frage des Vortrages in Weimar zurück. Ich hatte ja nicht eigentlich den Denkmalschutz von Industriehallen gefordert, sondern an ihrem Beispiel zeigen wollen, dass wirtschafts- und bautechnisch-geschichtliche Fragen beim Denkmalwert eine Rolle spielen können und müssen. Etwa, da die gezeigten Hallen Zeugnis über eine ganz bestimmte Tendenz innerhalb der Architektur der DDR ablegen: Was hat die DDR gemacht, nachdem sie sich entschieden hatte, ökonomisch zu sein und ökonomisch zu bauen, weil ihre Wirtschaft nicht so erfolgreich war? Sie begann, bestimmte Bausysteme zu entwickeln, die sich unmittelbar aus der Vorgabe der Sparsamkeit ergaben. Das gilt auch für das von mir gezeigte Beispiel der »Eingeschossigen Mehrzweckgebäude«. Ein typisches DDR-Wort übrigens, EMZG abgekürzt. Mit dieser Abkürzung wurde dann gestrotzt, jeder musste die dann sozusagen kennen. Aber das Spannende ist, was sie bei den EMZG gemacht haben: Sie rationalisierten bestimmte Bauteile, um einen Maßkatalog von Montage- und Industriehallen anbieten zu können, die in verschiedenen Maßen herstellbar waren. Und das sowohl in Beton als auch in Stahl – wahlweise. Das sind diese wirtschafts-, bau- und tragwerksgeschichtlichen Aspekte, die einen Zeugniswert haben können. Alle drei Aspekte können, neben dem künstlerischen Wert, nach den Denkmalschutzgesetzen auf eine denkmalwerte Bedeutung hinweisen.

B: Okay, das ist ja ein ganzes Universum historischer Erkenntnis, das sich eröffnet, und mir leuchtet ein, dass solche unscheinbaren Bauten – wenn man sie denn richtig zu lesen versteht – sehr, sehr vieles sagen können über Wirtschafts-, Technik- und Sozialgeschichte. Aber gilt das denn genau genommen nicht für jedes Artefakt?

H: Ja, das ist vollkommen richtig! Das gilt tendenziell für jedes Artefakt.

B: Also, bei Autoreifen ist die chemische Zusammensetzung von Interesse oder das Profil. Wenn wir solche Gegenstände richtig lesen, können wir über sie zu vielen Erkenntnissen über die Wirtschaftsgeschichte und dergleichen kommen. Müssen wir das ganze Zeug deshalb erhalten?

H: Nein, das ist ja klar, dies ist eine ganz andere Frage: die Auswahl des Bewahrenswerten. Also erst mal wandelte sich die Kulturgeschichte, die solche Fragen nach Bedeutung ja verfolgt, im Prinzip – und das ist eine spannende Entwicklung – eigentlich seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, seit man z.B. begonnen hat, sich für Industriekultur zu interessieren. Seitdem ist man sich viel klarer darüber, dass Kulturgeschichte in starkem Maße von den Objekten abhängt, dass diese Objekte einen unglaublichen Katalog von Aussagen für uns bereithalten. Selbstverständlich ist dann auch ein Autoreifen bedeutsam. Und es gibt bestimmt in Deutschland irgendwo in einem Museum Autoreifen, da bin ich doch ziemlich sicher. Aber ob das

nun zu einem Schutzgut wird, das ist ja die nächste Frage. Bei Ihrem Beispiel mit dem Autoreifen sind es die Museologen, die entscheiden: Wird etwas aufgehoben oder weggeschmissen? Und die Denkmalpfleger müssen beim Gebauten eine Auswahl treffen, was von einem Land und einer Zeit aufgehoben wird. Da gehört dann mindestens eine solche Industriehalle dazu, wenn nicht ein paar mehr, aber selbstverständlich nicht alle.

B: Also könnte man sich vielleicht darauf einigen: Wir erhalten ein Exemplar von jedem?

H: So viele würde man nicht mal erhalten. Das ist gar nicht so dramatisch, wie viel man da erhält.

B: Aber was bedeutet es für die typisierte DDR-Architektur? Sie haben ja Typenbauten vorgestellt, von denen es mal wahrscheinlich Hunderte, wenn nicht sogar Tausende gegeben hat und von denen es sicherlich noch einige Dutzend gibt. Ist es da ein Weg zu sagen, man einigt sich auf mindestens einen Vertreter jedes Typs? Möglichst auf den Besterhaltenen mit den besten Restaurierungschancen?

H: Also, das könnte man in einer Gegend so machen, in der man eine ideale Verteilung von Typenbauten hat. Das gibt es beispielsweise in Gera im Wohngebiet »Bieblacher Hang«. Dort ist ein komplettes Wohngebiet unter Denkmalschutz gestellt worden, aus DDR-Zeiten, aus den 1950er- und frühen 1960er-Jahren, in dem ganz viele verschiedene Wohnhaustypen erhalten sind. Und deshalb



Gera, Wohnhaustypen im Wohngebiet »Bieblacher Hang«, seit 1958 nach städtebaulichem Entwurf von Lothar Bortenreuter und Karl Sommerer, links Punkthäuser von Günther Gerhardt und Hans Wartenberg

kann man sagen, das stellt man aus verschiedenen Gründen unter Schutz, natürlich vorwiegend aus städtebaulichen Gründen, aber auch, weil man dann mal alle Typen beieinander hat. Aber ansonsten wird man das meistens nicht machen können. Die Frage stellt sich in der Praxis eher so: Jetzt haben wir hier ganz konkret einen Bau, was ist an dem eventuell bedeutend? Wo kommen besonders viele Denkmalwerte zusammen, dass der hier zwingend erhalten werden muss? Aber quasi die Typenbaukataloge der DDR zur Hand zu nehmen und zu sagen: Also davon erhalten wir jetzt jeweils einen – das funktioniert schon deswegen nicht, weil die Forschung über diese Typen so kompliziert ist, weil es eben doch so wahnsinnig viele Typen gibt. Das haut einen ja um, wie viele Typen es eben doch in der DDR gab. Insofern hätte man gar nicht die Basis zu sagen: Einen davon stellen wir jeweils unter Schutz.

B: Um noch bei der Typisierung zu bleiben: Könnte man nicht sagen, Typisierung und Redundanz haben ja auch einen Zeugniswert als Zeugnis zentralistischer Planungswirtschaft an sich? Und daraus wiederum die Notwendigkeit ableiten, dass man durchaus mehr als einen Vertreter pro Typ erhält?

H: Richtig! Damit man überhaupt diese Redundanz in späteren Zeiten noch mal wiedersehen kann: »Mensch, der steht ja da schon mal, jetzt steht er hier nochmals.« Das sind interessante Überlegungen von Ihnen, das würde ich auch so sehen (lacht). Aber, noch eine Bemerkung, damit es nicht so stehen bleibt, als wäre das alles nur und ausschließlich Ausdruck von Gleichmacherei. Wenn man also z. B. einen Typenbau unter Schutz stellt, dann heißt das ja nicht, dass damit alle weiteren Exemplare ebenfalls automatisch unter Schutz gestellt sind. Es geht eben auch darum, dass ein Typenbau auch eine einzelne Leistung ist, die man würdigen kann, dass es sogar oft eine Architektenleistung ist. Da muss man sich einfach mal klar machen, dass bei einem Typenbau quasi die Leistungsphasen der heutigen HOAI von 1 bis 3 getypt sind, und auch wohl noch ein Teil der Genehmigungsplanung, die Leistungsstufe 4. Aber auf jeden Fall die Anpassung an den Ort und überhaupt die Leistungsstufen 5 bis 9 sind ja dann doch von einem Architekten oder Ingenieur durchgeführt. Nun weiß ich nicht, ob es in der DDR eine HOAI in dieser Form gab. Aber ich meine, man kann diese Leistungsphasen, die wir heute kennen, heranziehen, um sich klar zu machen, dass jeder wirklich errichtete Typenbau ein Werk ist, das von einem Team, einem Kollektiv – wie

auch immer Sie das nennen wollen – auf jeden Fall von einer Gruppe von Gestaltern geschaffen wurde. Inwieweit wir einen Typenbau als Werk sehen, hat nämlich auch viel mit unserem urheberrechtlichen Denken zu tun. Urheber können aber ja Einzelne oder eine Gruppe sein. Das Urheberrecht zu DDR-Bauten als aktuelle, ganz wichtige Fragestellung war am Vortag der Tagung ein Thema, bei einer Veranstaltung von Ines Weizman von der Bauhaus-Universität.

B: Vielleicht sind diese Typenbauten ja auch deshalb ein extremes Beispiel, das die Denkmalpflegetheorie besonders herausfordert. Aber bei anderen Gattungen der Architekturproduktion der Ost-Moderne ist der Denkmalwert inzwischen ja oft nicht mehr umstritten. Und wenn man der Ost-Moderne Denkmalwert zuspricht, stellen sich praktische Fragen nach Erhaltungs- und Restaurierungsmöglichkeiten. Wie steht es denn damit eigentlich? Inwieweit ist der Erhalt von Bauten der Ost-Moderne eine besondere, technische Herausforderung? Sind Betonoberflächen von Plattenbauten oder auch Fassaden aus Glas und Aluminium schwerer denkmalgerecht zu erhalten und zu restaurieren als z. B. ein gemauertes Wohnhaus der Gründerzeit oder ein Fachwerkbau aus dem 18. Jahrhundert? Sie bearbeiten bei der Wüstenrot Stiftung das Projekt »Denkmalpflege an Bauten der DDR aus den 1960er- und 1970er-Jahren«. Haben Sie da schon konkrete Erfahrungen mit Restaurierungen von DDR-Bauten gemacht?

H: Es gibt noch erstaunlich wenige gute Erfahrungen mit Restaurierungen von Bauten der DDR. Das ist ein Grund dafür, das Philip Kurz von der Wüstenrot Stiftung dieses Projekt ins Leben gerufen hat. Der Tränenpalast in Berlin am Bahnhof Friedrichstraße scheint mir ein Best-Practice-Beispiel zu sein. Das ist ein Gebäude, das eine lange Glasfassade zwischen dem Sockel und dem Betondach hat. Die Glasfassade wurde z. B. erhalten, indem man ihre ganzen Profile abgenommen hat, die Pfosten blieben am Bau. Dann wurden neue, besser dämmende Scheiben eingebaut. Scheiben sind ein Austauschmaterial, das akzeptiert der Denkmalpfleger. Und danach sind die alten Profile wieder drangekommen. Das ist ein sehr positives Beispiel. Es gibt aber ansonsten doch recht viele schlechte Beispiele. Und ich muss sagen, dass ich das Haus des Lehrers in Berlin, das als ein positives Beispiel hingestellt wird, nicht ganz so rosig sehe. Es ist zwar ein positives Beispiel für seine Zeit, vor allem, weil der umlaufende Fries von Walter Womacka in schöner Weise erhalten worden ist, aber



Berlin, Haus des Lehrers und Kongresshalle von Hermann Henselmann (1961–1964), nach der Sanierung (Foto: Wolfgang Bittner, Berlin)

die Fassade ist in einer Weise ausgetauscht worden, dass sie im Grunde nichts mehr darüber aussagt, wie das früher war. Und zwar insbesondere in den Details. Das heißt, wenn man dort in einem Raum im Haus des Lehrers steht, dann sieht man eine Schüco-Fassade und man öffnet auch eine Schüco-Fassade. Die ganze Haptik ist verlorengegangen und mit den konkreten Details natürlich auch die baugeschichtliche Bedeutung dieser Fassade. Und im Prinzip, auf Ihre Frage hin, ob es eigentlich schon Erfahrungen damit gibt, muss man sagen: In Westdeutschland gibt es etwas mehr Erfahrungen, und diese sind großteils auf die ostdeutsche Architektur übertragbar. So gibt es im Westteil Berlins das Kiepert-Gebäude, heute Haus Hardenberg, wo man einfach die alte Fassade aufgearbeitet und damit dann schließlich einen Dämmwert erhalten hat, der gerade mal 0,3 schlechter ist als der U-Wert, den man bei einem kompletten Austausch erzielt hätte. Hier muss man einfach sagen, dass der kulturhistorische Wert einer solchen Fassade zu groß ist, als dass man unbedingt auf diese 0,3 bestehen müsste, um dann den Kulturwert zu verlieren. Denn ganz generell, ob Ost oder West: Man kann solche Fassaden erhalten, die Erfahrungen, die es gibt, sind ja übertragbar. Dass so selten wirklich die Substanz erhalten wird, ist ein Skandal, es zeugt von der fehlenden Bereitschaft, sich mit den Problemen auseinanderzusetzen und sie beim jeweiligen Fall zu lösen. Stattdessen macht man es sich bequem, baut die Fassade nach, und glaubt, das sei die Lösung. Nein, das ist nicht die Lösung im Denkmalsbereich!

B: Kommen wir mit der letzten Frage noch einmal auf die Konferenz »Denkmal Ost-Moderne II« zu sprechen. Sie hatte ja einen schier unglaublichen Zulauf. Es gab fast 200 Anmeldungen und die Anmeldeliste musste wegen beschränkter Raumkapazitäten geschlossen werden. Das ist ja etwas, das im akademischen Konferenzbetrieb eine echte Seltenheit ist. Gibt es einen Ost-Moderne-Hype? Und wenn es ihn gibt, wie ist er zu erklären?

H: Es gibt wohl noch keinen richtigen Ost-Moderne-Hype, aber das Interesse ist da und nimmt deutlich zu. Wenn ich mit Bewohnern oder Gebäudenutzern spreche, höre ich in der Regel, dass sie ihren Bauten einiges abgewinnen können. Aber: Insbesondere bei Fachleuten ist das Interesse im Moment riesengroß. Sie merken, dass es so viele Bauten gibt, mit denen wir irgendwie umgehen müssen, und dass diese ein ganz großer Wert sind, allein schon wegen der Energie, die da drinsteckt. Dieser Begriff von der »grauen Energie« ist ja wichtig und zudem ist es nutzbare Substanz. Wenn man sie abreißt, zerstört man bestehende, bewährte Strukturen. Gerade bei den Stadtplanern in den Ämtern z. B. ist das Bewusstsein immens gewachsen. Und die Fachleute sind interessiert daran, aus ganz sachlichen Gründen. Beim breiten Publikum gibt es inzwischen auch ein gewisses Interesse, aber subjektiv, noch wenig organisiert, daher fällt das nicht so auf. Es gibt z. B. diese vielen Fotografen, die sich jetzt bei Flickr und anderen engagieren, Ostbauten zu präsentieren. Dieses Interesse findet noch nicht so sehr den Weg in die allgemeine Presse. Immerhin gibt es



Neben der Alltagsarchitektur ist sogar die individuelle Architektur der DDR oft vom Abriss bedroht: das Berliner Haus des Reisens von Roland Korn und Johannes Brieske aus dem Jahr 1971

Bürgerinitiativen wie die, die sich für den Erhalt der Mensa in Weimar einsetzt. Wir haben also einen aufkommenden Hype, noch zögerlich, aber doch stetig weitere Kreise ziehend. Und wenn Sie mich fragen warum, dann sage ich es einfach mal: Weil die Ostmoderne unglaubliche Qualitäten mit sich bringt. Alles hat einen Sinn, und ist nicht etwa aufgesetzt. Diese Konzentration, Regelmäßigkeit, Offenheit, Klarheit, Lesbarkeit, Verständlichkeit, danach sehnt man sich heute einfach. Es ist ein Reiz, jetzt eine solche historische Architektur neu zu entdecken, die gerade eben noch niemand als historisch sehen wollte.

MEHR ZUM THEMA

Denkmalpflege an Bauten der DDR aus den 1960er- und 1970er-Jahren
www.wuestenrot-stiftung.de/index.php?&u1=2&u2=4&u3=120

DDR-Architektur/Kunst am Bau auf Flickr
www.flickr.com/photos/33027180@N00
www.flickr.com/photos/kunst-am-bau-ddr

Markgraf, M.; Oelker, S.; Schwarting, A.; Huse, N.; Wüstenrot Stiftung, Ludwigsburg (Hrsg.): Denkmalpflege der Moderne. Konzepte für ein junges Architekturerbe. Stuttgart: Karl Krämer Verlag, 2011

Escherich, M. (Hrsg.): Denkmal Ost-Moderne. Aneignung und Erhaltung des baulichen Erbes der Nachkriegsmoderne. Berlin: Jovis Verlag GmbH, 2012

INFO/KONTAKT



Dr. Roman Hillmann

Geboren in Hamburg; freiberuflicher Architekturhistoriker, Schwerpunkt Architektur des 20. Jh., methodisch orientiert an der Verbindung von Technik- und Geistesgeschichte; Studium der Klassischen Archäologie, Kunstgeschichte und Denkmalpflege in Berlin; Praxis als Bauforscher in Bayern; 2012 Buchveröffentlichung »Die Erste Nachkriegsmoderne. Ästhetik und Wahrnehmung der westdeutschen Architektur 1945–63«; Leitung des o. g. Projekts der Wüstenrot Stiftung, Ludwigsburg; Lehrtätigkeit an HU und HTW Berlin.

Tel.: 030 9246520

E-Mail: architekturgeschichte@web.de



Dr. Arnold Bartetzky

(Bildquelle: Bundestransferstelle Städtebaulicher Denkmalschutz)

Kunsthistoriker und Architekturkritiker; seit 1995 wissenschaftlicher Mitarbeiter; seit 2011 Fachkoordinator für Kunstgeschichte am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig (anfangs in Berlin); Lehraufträge an den Universitäten Leipzig, Jena und Paderborn; Publizistische Tätigkeit, u. a. für die Frankfurter Allgemeine Zeitung; Mitglied der Expertengruppe Städtebaulicher Denkmalschutz.

Arbeitsschwerpunkte: Architektur, Städtebau, Denkmalpflege vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Architektur der Renaissance und des Manierismus, politische Ikonographie.

GWZO – Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas [Leipzig Centre for the History and Culture of East Central Europe]
 Specks Hof (Eingang A)
 Reichsstraße 4-6
 04109 Leipzig
 Tel.: 0341 97 355 66
 E-Mail: bartetz@uni-leipzig.de
www.uni-leipzig.de/gwzo